

## Vipernschnüre aus Venedig

Von Bernd E. Mader

Meinem Dissertationsvater Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser zum 75. Geburtstag

Das Stadtmuseum Graz besitzt eine sehenswerte Sammlung pharmazeutischer Objekte, die dort in der Museumsapotheke besichtigt werden können. Der Grundstock dieser Sammlung wurde von Apotheker Manfred Lang, dem Mitinhaber der Hirschen-Apotheke,<sup>1</sup> zusammengetragen und von ihm im Jahre 1977 anlässlich der 850-Jahr-Feier von Graz der Landeshauptstadt geschenkt. Weitere Objektspenden steirischer Apotheker ermöglichten es, noch im selben Jahr die Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.<sup>2</sup>

In dieser Sammlung befindet sich ein Gegenstand, der sich aus pharmazeutischer Sicht nicht einordnen läßt. Es handelt sich dabei um eine „Echte Vipernschnur aus Venedig“. Diese Schnur stammt aus der Hirschen-Apotheke. Apotheker Lang hat mehrere Exemplare davon dort vor Jahren gefunden. Wie lange diese aber schon, der Vergessenheit anheimgefallen, in der Apotheke aufbewahrt worden waren, darüber konnte auch er keine Auskunft geben.

In der Museumsapotheke ist die Vipernschnur in einer Vitrine so ausgestellt, daß man sie bei geöffneter Verpackung betrachten kann. So kann der Besucher sowohl das Objekt sehen als auch die Gebrauchsanweisung lesen, die inseitig am Verpackungspapier aufgedruckt war. Die folgende Beschreibung der Vipernschnur und ihrer Verpackung ist einem unveröffentlichten Manuskript von Apotheker Lang entnommen, der sich selbst einmal mit dieser „venezianischen Arzneispezialität“ beschäftigt hat:

Auf der Verpackung, die aus einem gefalteten Stück Papier besteht, ist innerhalb einer hübschen Vignette folgender Aufdruck zu lesen:

„Echte Vipern-Schnüre aus Venedig. Näheres die inliegende Gebrauchs-Anweisung.“

Dieses Papier ist so gefaltet, wie dies bei Pulverkapseln der Fall ist, und das so entstandene „Briefchen“ mit einem roten Lacksiegel verschlossen. Das zu dieser einfachen Verpackungsart verwendete Papier mißt 18,5 × 13 cm im offenen und 8 × 4 cm im geschlossenen Zustand. In dieser Papierhülle befindet sich ein Stückchen weißer Karton, um den ein Stück einer braunroten Schnur gewickelt war. Beide Enden dieser etwa 50 cm langen Schnur sind in zwei kleinen Einschnitten im Karton befestigt. Die Schnur hat an einem Ende einen Knopf. Ihr Durchmesser beträgt etwa 1,5

<sup>1</sup> Die Hirschen-Apotheke in der Grazer Sporgasse entwickelte sich aus der Hofapotheke Erzherzog Karls II. von Innerösterreich. Seit 1566 — wie neuere Forschungen ergaben, bereits seit 1564 — ist ein fürstlicher Leib- und Hofapotheker nachweisbar. Seit 1734 ist auch der Apothekenname „Zum goldenen Hirschen“ gesichert belegbar. Vgl. dazu: Norbert Schniderschitsch, Die Geschichte der Pharmazie in Steiermark bis zum Jahr 1850, II. Teil. Mittenwald 1931, S. 17 ff.

<sup>2</sup> Vgl. Museumsapotheke, Stadtmuseum Graz. Führer durch die Schauräume. Graz 1983, Einleitung. — Vgl. weiters: Kurt Ganzinger, Museumsapotheken in Graz. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie, 39. Jg., Nr. 36/37. Stuttgart 1987, S. 87 ff.

bis 2 mm. Sie ist aus einem glatten Material spiralg gedreht geflochten. Auf der Verpackung befindet sich kein Hinweis, woraus diese Schnur bestehen könnte (Abb. 1).<sup>3</sup>

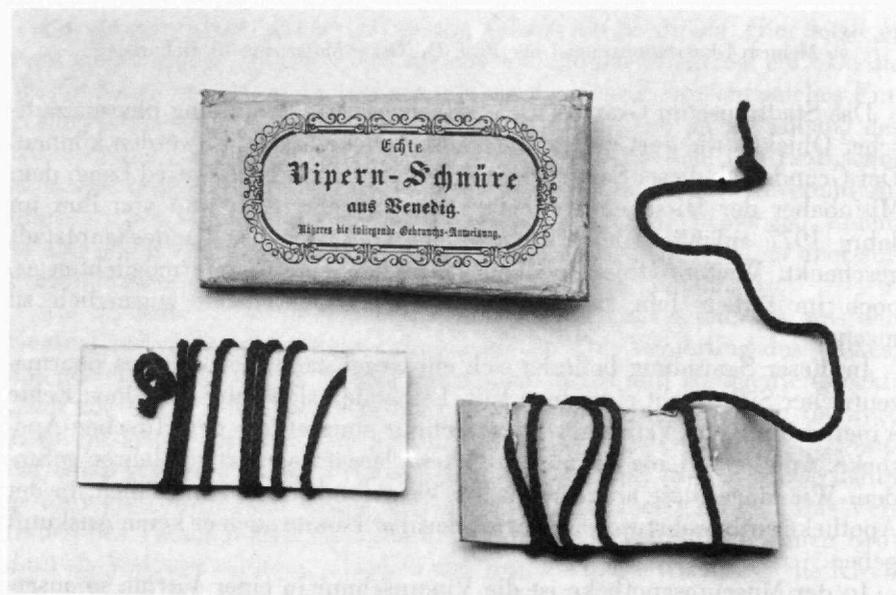


Abb. 1

Foto Kranzelbinder, Graz

Auf der Innenseite der Verpackung ist die Gebrauchsanweisung aufgedruckt. Sie lautet:

„Cordoni Viperini (Otter-Schnürlein). Dieses Schatzmittel, welches durch die glücklichen, erfolgreichen Heilungen von früher her als sehr wirksam in den bösartigsten Krankheiten bekannt war, wurde nun auch nach vielen gemachten Erfahrungen vorzüglich für die Kopfgicht, Gelbsucht im Gesicht, Rheumatismus, chronisches Halsleiden, hochrothen Rothlauf in den Gelenken und Geschwulsten, für Erwachsene und Kinder bei der gewöhnlichen und gefährlichen häutigen Bräune Wunder wirkend, und in allen Schmerzen, die von einer Lokal-Entzündung entstehen, von den ältesten Doctoren, Aerzten und Physikern angewendet.

Diese vortrefflichen Schnüre werden um den Hals gebunden und an die leidende Stelle gelegt.

Die Echtheit ist das Siegel von außen.

Ein Stück 1 fl. 50 kr. Oest. Währ. — In Dutzend-Abnahme etwas billiger.“ (Abb. 2)<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Heinrich Kranzelbinder, Graz, möchte ich herzlich für die beiden ausgezeichneten Fotos danken.

<sup>4</sup> Vgl. Manfred Lang, Zwei alte Arzneispezialitäten aus Venedig. Unveröffentlichtes, maschineschriebenes Manuskript. Graz o. J., S. 1. — Für die freundliche Überlassung dieses Manuskripts möchte ich Apotheker Lang aufrichtig danken.

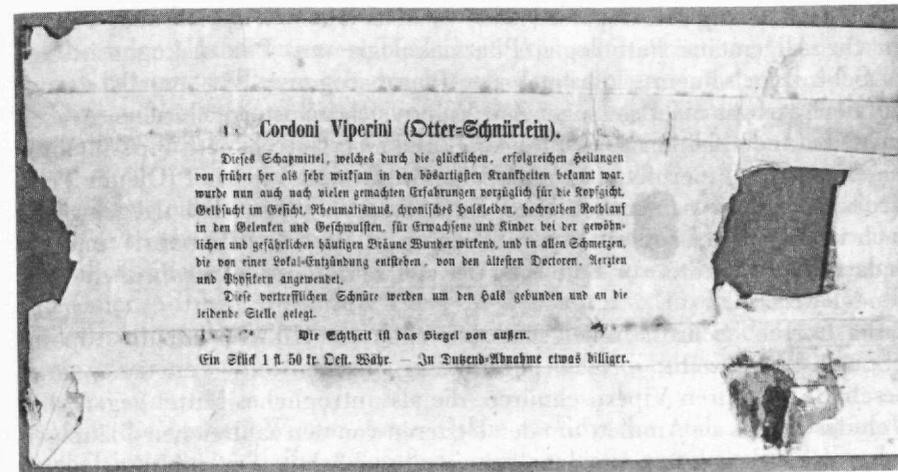


Abb. 2

Foto Kranzelbinder, Graz

Der hier auf der Verpackung angegebene Preis von einem Gulden und fünfzig Kreuzern läßt vorerst einen Schluß auf das ungefähre Alter dieses Objekts zu. Da im Jahre 1892 Kronen/Korona und Heller/Filler in Österreich/Ungarn als Währungseinheit eingeführt worden waren, muß die Vipernschnur in dieser Verpackung vor dieser Zeit in den Handel gebracht worden sein. Es sei hier nebenbei auch vermerkt, daß der geforderte Preis ungewöhnlich hoch war.

Um nun aber der Vipernschnur pharmaziegeschichtlich näher zu kommen, ist es notwendig, sich grundsätzlich die Frage zu stellen, ob Vipern bzw. Schlangen allgemein als tierische Drogen im Arzneischatz unserer Vorfahren überhaupt eine Rolle gespielt haben.

Das kann man sofort bejahen, wenn man z. B. einen Blick in die „Neue Apotheker Taxordnung“<sup>5</sup> aus dem Jahre 1771 wirft, wo nicht nur Schlangen (Viperæ ital./Italien. Vipern, das Stück 40 Kreuzer)<sup>6</sup> selbst, sondern auch fünf weitere Arzneispezialitäten angeführt sind, deren Namen schon auf die Verwendung von Vipern hinweisen. Es sind dies Vipernschmalz (Pinguedo Viperarum),<sup>7</sup> Destilliertes Vipernöl (Oleum Viperarum),<sup>8</sup> Vipernpulver (Pulvis Viperarum),<sup>9</sup> Italienisches Vipernpulver (Pulvis Viperæ Italic. seu bezoar. animale)<sup>10</sup> und Flüchtigter Viperngeist (Spiritus Viperarum volatilis).<sup>11</sup>

<sup>5</sup> Neue Apotheker Taxordnung, oder der Werth und Preis aller sowohl einfachen, als zusammengesetzten theils Chymisch- theils Galenischen Arzneyen, welche in den Hof- Feld- und Bürgerlichen Stadt-Wienerischen Apotheken bey jetzigen Zeiten gebräuchlich sind. Wien 1771. Auszug aus dem „Dispensatorium Pharmaceuticum Austriaco-Viennense“ (Faksimiledruck der Schering Wien Ges.m.b.H., Wien o. J.).

<sup>6</sup> Ebd., S. 20.

<sup>7</sup> Ebd., S. 14.

<sup>8</sup> Ebd., S. 46.

<sup>9</sup> Ebd., S. 52.

<sup>10</sup> Ebd., S. 56.

<sup>11</sup> Ebd., S. 63.

Zweihundsechzig Jahre später (1833) verweist der in Wien lehrende Professor für Allgemeine Pathologie, Pharmakologie und Pharmakognosie Carl D. Schroff in seinem „Lehrbuch der Pharmacognosie“<sup>12</sup> ebenfalls darauf, daß noch vor gar nicht so langer Zeit Vipern sich im österreichischen Arzneischatz befunden hätten. Drei Präparate, und zwar Getrocknete Vipern (*Viperæ exiccatae*), Vipernfett (*Axungia Viperarum*) und Vipernöl (*Oleum Viperarum*), führt er namentlich an.<sup>13</sup> Er bemerkt weiters, daß „gegenwärtig noch in manchen Ländern Vipern lebendig in Kästen aufbewahrt“ und bei Bedarf „frisch getötet zur Bereitung der vielgepriesenen Vipernbrühen“ verwendet werden.<sup>14</sup>

Bei Carl D. Schroff findet sich aber auch ein Hinweis auf die Vipernschnur. Er schreibt: „Noch gegenwärtig machen die Venetianer gute Geschäfte mit ihren Vipernschnüren, die als untrügliches Mittel gegen alles Weh des Halses als Amulett um den letzteren von den zahlreichen Gläubigen getragen werden. Es sind seidene Schnüre angeblich in Vipernblut getaucht, das vertrocknet ihnen anklebt.“<sup>15</sup>

Schroff stellt hier recht klar fest, wo die Vipernschnur einzuordnen ist. Sie ist ein echtes Mittel der Volksmedizin, und er bezeichnet sie mit Recht als Amulett. Hier urteilt ein Vertreter der Schulmedizin, und aus den wenigen Zeilen können wir bereits den ganzen Spott herauslesen, den er gegenüber diesem Mittel der Volksmedizin hegt.

Was ist nun ein Amulett? Im weitesten Sinn versteht man darunter einen Gegenstand, der am Körper, seltener an der Kleidung getragen wird. Der Träger erwartet sich davon Kraft, magische Kraft und/oder Schutz, unmittelbar oder mittels Analogiezauber. Ein Amulett kann auch an den verschiedensten Dingen und Objekten des täglichen Lebens angebracht werden. Es kann weiters aus den verschiedensten Materialien bestehen. Es würde aber den Rahmen dieser Arbeit sprengen, auf die vielfältigen Aspekte des Amulettwesens hier näher einzugehen.<sup>16</sup>

Eine ganz andere Meinung von der Vipernschnur als Carl D. Schroff vertrat hingegen Johann Friedrich Osiander, der Göttinger Professor für Medizin. In seinem im Jahre 1862 erschienenen Buch „Volksarzneymittel . . .“,<sup>17</sup> einer umfangreichen Sammlung volksmedizinischer Heilmittel und Heilverfahren, das eine Reihe von Auflagen erlebte, schreibt er: „In der anfangenden Halsschwindsucht, die jedoch unter zehn Malen, daß sie gefürchtet wird, kaum ein Mal wirklich vorhanden ist, leistet das Tragen einer s. g. Vipernschnur, wie sie in Venedig bereitet werden, und in Wien zu geringen Preisen zu beziehen sind, die besten Dienste. Der rothe seidene Faden wird bestän-

<sup>12</sup> Carl D. Schroff, Lehrbuch der Pharmacognosie, Wien 1833.

<sup>13</sup> Ebd., S. 542.

<sup>14</sup> Ebd., S. 542.

<sup>15</sup> Ebd., S. 542.

<sup>16</sup> Beispielfhaft seien hier einige Literaturstellen angeführt: Oswald A. Erich-Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (Kröners Taschenausgabe Bd. 127/128). Leipzig 1936, S. 16 ff. — Hans Bächtold Stäubli, Eduard Hoffmann-Krayer (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (= HDA), Bd. 1. Berlin—Leipzig 1927, Sp. 374 ff. — Liselotte Hansmann-Lenz Krüss-Rettenbeck, Amulett und Talisman, 2. Aufl. (Nachdruck der Ausgabe München 1977), S. 7 ff. — Astrid und Joachim Knuf, Amulette und Talismane (DuMont-Taschenbuch Nr. 147). Köln 1984, S. 10 ff.

<sup>17</sup> Johann Friedrich Osiander, Volksarzneymittel und einfache, nicht pharmazeutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen, 5. verb. Aufl., Hannover 1862.

dig um den Hals getragen. Ich habe in mehreren Fällen gesehen, daß alle Beschwerden (Halsschmerzen, Heiserkeit, Auswurf verhärteter Massen etc.) danach in wenigen Tagen, wie durch Zauber, vergingen, und dachte dabei an Stahl's schönes System. Eine Patientin reinigte ihren Hals von dem Schmutz der Salben und Pflaster, legte eine Vipernschnur um und genas von Stund an.“<sup>18</sup>

Die Textstelle weist im Originalzitat eine Fußnote (= „Venedig“<sup>19</sup>) auf, die für diese Untersuchung von großem Wert ist. Hier wird der Erzeuger, wahrscheinlich einer von mehreren, wie wir annehmen können, namentlich und mit seiner Adresse angeführt. Die Fußnote lautet: „Unverfälscht sind die Vipernschnüre, jede in einem versiegelten Papiere, zu haben bei Luigi Motta, alla specieria del centauro in campo della guerra a St. Giuliano in Venezia“.<sup>19</sup>

Auch die beiden Wiener Ärzte Oskar v. Hovorka und Adolf Kronfeld beschäftigten sich in ihrem großen, zweibändigen Sammelwerk „Vergleichende Volksmedizin“ (Wien 1908/09) mit der Vipernschnur. Sie zitieren Johann Fr. Osiander und liefern mit dieser Stelle auch noch den Beweis, daß zum Zeitpunkt des Erscheinens ihres Werkes Vipernschnüre in Wien noch verkauft wurden. Für Hovorka und Kronfeld war es vor allem die „beginnende Halsschwindsucht“, wo ihren Erfahrungen nach das Volk sich der Vipernschnur bediente:

„Bei der beginnenden Halsschwindsucht leistet das Tragen einer sog. Vipernschnur, wie sie in Venedig bereitet werden und in Wien zu geringen Preisen zu beziehen sind, die besten Dienste. Der rothe Seidenfaden wird beständig um den Hals getragen. Osiander hatte in mehreren Fällen gesehen, daß alle Beschwerden (Halsschmerz, Heiserkeit, Auswurf) danach in wenigen Tagen, wie durch Zauber, vergingen. Eine Patientin reinigte ihren Hals von dem Schmutz der Salben und Pflaster, legte eine Vipernschnur um und genas von Stund an.“<sup>20</sup>

Aus den bisherigen Zitaten kann man vorerst mehrere Tatsachen herauslesen, und man kann zusammenfassend sagen: Die Vipernschnur kam aus Venedig, war vom Material her ein „seidener Faden“ oder eine ebensolche Schnur, und sie wurde in der Regel um den Hals getragen. Da sie, wie die Autoren behaupten, mit Vipernblut getränkt war, war sie von roter bis braunroter Farbe. Ihr Anwendungsbereich war vor allem der Hals und alle damit zusammenhängenden Krankheiten, so gut es dem Wissensstand der damaligen Zeit entsprach.

Wenn man nun die Volksmedizin und ihre Methoden ein wenig kennt, kann man aus den vorliegenden Zitaten einige ihrer Verfahren und Betrachtungsweisen wiedererkennen. Mit diesem Wissen gelingt es auch zu klären, warum sich das Volk dieses recht eigenartigen „Heilmittels“ bedient hatte.

So war das Umbinden oder Umwinden ein charakteristisches Heilverfahren der Volksmedizin. Diese magische Heilhandlung, die nach vorliegendem

<sup>18</sup> Ebd., S. 100, Nr. 58. Ein zufälliges Nachblättern in der 1. Auflage dieses Werkes (Tübingen 1826) führte zur Entdeckung, daß diese Stelle dort fehlt. Weitere Auflagenvergleiche waren nicht möglich, da die hiesige Landesbibliothek nur die 1. und die 5. Auflage besitzt.

<sup>19</sup> Ebd., S. 100, Fußnote 3.

<sup>20</sup> Vgl. Oskar v. Hovorka—Adolf Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, Bd. 2. Wien 1909, S. 63.

Bericht mit einem Faden durchgeführt wurde, wobei der Faden durch ein Band, ein Tuch oder eine Schnur durchaus ersetzt werden konnte, war vielen Völkern geläufig, so auch unseren Vorfahren.<sup>21</sup> Dabei wurde stets der kranke Körperteil umschlossen, umgürtet, umwunden. Das „Wieder-Lösen“ stellte dann eine symbolisch vollzogene Heilung, sozusagen ein „Abstreifen“ der Krankheit dar. Wurde das dazu verwendete Material als Zwischenträger für die Krankheit angesehen, so wurde es nach dem „Wieder-Lösen“ unschädlich gemacht, z. B. vergraben oder den Naturelementen überlassen. Bekam das Material vorher eine kirchliche Weihe, galt es als besonders heilkräftig.<sup>22</sup>

Zu diesem Heilbrauch gehören ferner auch Handlungen wie das Aufsetzen eiserner Ringe oder Kronen auf den Kopf gegen Kopfschmerzen, das Umwickeln des Kopfes mit einem Schleier oder das Umkränzen mit einem Kranz, wobei Blumen- und auch Wachskränze Anwendung fanden, das Tragen bestimmter Fingerringe, z. B. sogenannter „Gichtringe“, oder das Umgürten siecher Personen oder kreißender Frauen mit bestimmten Gürteln.<sup>23</sup>

So ist es weiter nicht verwunderlich, daß eine um den Hals gebundene, speziell präparierte Schnur gegen „Kopfgicht, Gelbsucht im Gesicht, chronischen Halsleiden wie Heiserkeit und Halsschmerzen, verhärtetem Auswurf sowie bei der gewöhnlichen und der gefährlichen häutigen Bräune“<sup>24</sup> angewendet wurde.

Bei der Interpretation volksmedizinischer Heilverfahren muß stets berücksichtigt werden, daß nicht nur ein Prinzip zur Anwendung kommen kann. Das war auch beim Gebrauch der Vipernschnur der Fall. Nicht nur das Umwinden war hier wichtig, sondern auch, daß es sich dabei um eine rote Schnur gehandelt habe. Rot stellt in der Symbolik der Volksmedizin die Farbe des Lebens dar oder kommt sinnbildlich als Ersatz für Blut zur Anwendung. Die Volksmedizinforschung kennt zahlreiche Beispiele, wo die magische Handlung des Umgürtens ausschließlich mit einem roten Material (Faden, Tuch, Schnur) durchgeführt wurde.<sup>25</sup>

Es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß ein „roter“ Faden in alten Anweisungen durchaus ein ursprünglich „roher“, d. h. ungebleichter Faden gewesen sein könnte. Druckfehler und Mißverständnisse müssen jedenfalls bei alten Erhebungen miteinbezogen werden.<sup>26</sup>

Ein weiterer Aspekt der Volksmedizin soll hier nicht übersehen werden. Das Volk und seine Heiler kurierten vieles getreu dem Grundsatz „Gleiches soll durch Gleiches“ geheilt werden („Similia similibus curantur“), so auch hier, wo mittels einer roten Schnur der „hochrothe Rothlauf in den Gelenken und Geschwulsten“ geheilt werden soll.

<sup>21</sup> Grundlegende Arbeiten liegen dazu von Elfriede Grabner vor: Das „Umgürten“ als Heilbrauch. Kulturhistorisches und Volksmedizinisches um die Gürtung menschlicher Körperteile. In: Carinthia I, 155/1965, S. 548—568. Dieselbe, Grundzüge einer ostalpinen Volksmedizin. Wien 1985, S. 242—259.

<sup>22</sup> Ebd., passim.

<sup>23</sup> Ebd., passim.

<sup>24</sup> Max Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch. München 1899, S. 65 f. Bräune = Diphtherie; häutige Bräune = Croup bei Mensch und Tier.

<sup>25</sup> Vgl. HDA, Bd. VII (1936), Sp. 809 ff. — Vgl. weiters Zitate von Anm. 21.

<sup>26</sup> Vgl. Elfriede Grabner, Verlorenes Maß und heilkräftiges Messen. Krankheitsforschung und Heilung in der Volksmedizin. In: Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 60. Berlin 1964, S. 32.

Wie kam man nun auf die Schlange bzw. warum wurde die Schnur in Schlangensblut getaucht? Schon ein kurzer Blick in die Antike zeigt uns, daß es die Lebensweise der Schlangen war, die bereits dem antiken Menschen Rätsel aufgab und so den Grundstein zu mannigfaltigem Aberglauben legte. Vor allem das jährliche Häuten der Schlangen war Anlaß zur Spekulation, daß Schlangen weder Tod noch Alter kennen. Und diese geheimnisvolle Kraft, die den Schlangen innewohnen mußte, wollte man medizinisch nützen. Das hohe Ansehen der Schlangen in der Antike kann man auch daran erkennen, daß beide Götter, Aeskulap und Hygiea, die für die Gesundheit zuständig waren, eine Schlange als charakteristisches Attribut aufwiesen.

In der germanischen Welt dagegen genossen die Schlangen nicht dieses Ansehen, im Gegenteil, man sah in ihnen meist ein „giftiges Gewürm“, wie wir aus Mythen und manchen Heldengeschichten entnehmen können.<sup>27</sup> Beide Einstellungen zur Schlange haben sich bis heute in Märchen und Sage erhalten, wo Schlangen manchmal als gut und dem Menschen wohlgesinnt, manchmal aber auch als böse und sein Leben vernichtend geschildert werden.

Bereits in der Antike wurde immer wieder der Versuch gemacht, ein sogenanntes „Alexipharmakon“, ein „Antidotum universale“ — also ein universelles Gegengift — zu finden. Dazu verwendete man bevorzugt Produkte aus dem Tierreich, vor allem solche, die durch bizarre Formen oder durch ein seltenes Vorkommen ausgezeichnet waren. Auch die verschiedenen Edelsteine, die durch Farbänderungen ein Gift anzeigen sollten, standen in hohem Ansehen. Dazu kam noch eine Reihe von Kräutern, die durch ihr besonderes Aussehen oder aus irgendwelchen anderen Gründen, die heute nicht mehr nachvollziehbar sind, dazugegeben wurden.

Zu den bekanntesten Gemischen dieser Art zählte der Theriak, hier vor allem der Andromachische Theriak und das Mithridatium. Für ersteres war Andromachos von Kreta, einer der Leibärzte des Kaisers Nero, namengebend, für das letztere Mithridates VI. Eupator, König von Pontus. Für den Theriak gibt es unzählige Rezepturen, wovon die Latwerge, eine Arzneiform musartiger Konsistenz, die bekannteste war. Theriak kam innerlich und äußerlich zur Anwendung. In der Regel enthielt der Theriak zwischen 50 und 100 verschiedene Bestandteile, Andromachos selbst soll 64 gefordert haben.

Die Rezeptur des Mithridatiums war dem Andromachischen Theriak sehr ähnlich, letzterer soll jedoch um ca. zehn Bestandteile mehr besessen haben. Auch fehlte dem Mithridatium das Vipernfleisch. Gerade dieses war neben dem Schlafmohn ein ganz wichtiger Bestandteil der klassischen Theriakrezeptur.

Die Theriaktradition der Antike wurde im Mittelalter in Venedig fortgeführt und kam dort zur höchsten Blüte. Der Seemacht Venedig fiel es nicht schwer, sich die ausgefallensten Ingredienzien zu beschaffen und so bei der Theriakherstellung alsbald eine Monopolstellung einzunehmen. Bereits im 13. Jh. gab es dort Verordnungen, die die Herstellung und den Verkauf von Theriak streng regelten. Im 15. Jh. wurden nachweislich bereits Wien und

<sup>27</sup> Hovorka—Kronfeld, Volksmedizin (wie Anm. 20), Bd. 1. Wien 1908, S. 382.

Köln mit Theriak beliefert, wenigstens seit 1600 versorgte Venedig damit Gesamteuropa einschließlich der skandinavischen Länder. Hauptabsatzgebiete blieben jedoch Deutschland und Frankreich.<sup>28</sup>

Seit 1565 mußte der Theriak in Venedig unter behördlicher Aufsicht und öffentlich hergestellt werden, und es entwickelte sich daraus ein Schaubrauch von beachtlichem Ausmaß. Jede Apotheke, die Theriak erzeugen wollte, mußte bei der Behörde darum ansuchen, die daraufhin die Herstellungsvorschriften und die dafür benötigten Drogen auf das genaueste überprüfte. Zu diesem Zweck mußten die Drogen öffentlich zur Schau gestellt werden. Das geschah mit großem und aufwendigem Gepränge. Die Drogen wurden, phantansievoll arrangiert, in kostbaren Gefäßen und Schalen ausgestellt und von gestrengen Beamten geprüft. Dieses Zurschaustellen und Überprüfen dauerte drei Tage.<sup>29</sup> Nach Abschluß dieser Güteprüfung durfte mit dem Einwiegen begonnen werden. Für diesen Vorgang und für den anschließenden Verarbeitungsprozeß marschierte nun prächtig gekleidetes Personal auf, wobei es jedoch, je nach ausgeübter Tätigkeit, Rangstufen gab. Es würde zu weit führen, dieses barocke Schauspiel eingehender zu beschreiben.<sup>30</sup>

Wenden wir uns nun den Ingredienzien zu. Wie schon erwähnt, gab es für den Theriak eine Vielzahl von Vorschriften. So hatte auch jede venezianische Apotheke ihre eigene Rezeptur. Trotz strenger Verordnungen war es jedoch legitim, eine bestimmte Droge durch eine andere zu ersetzen. Der venezianische Theriak, gleichgültig, von welcher Apotheke er erzeugt wurde, enthielt jedoch einen Bestandteil, der nie ersetzt werden durfte. Dieser Bestandteil war das Vipernfleisch. Dieses stellte die magische Komponente dar, die im festen Glauben wurzelte, daß Vipernfleisch verjüngen, zumindest aber Heilung herbeiführen kann. Die Häutung der Schlange sah man als Hinweis dafür an. Verwendet wurde hierfür nur das Fleisch weiblicher Vipern. Diese Vipern mußten weiters anfangs aus den Euganeischen Hügeln stammen und ein diesbezügliches Beglaubigungsschreiben, von einem angesehenen Arzt ausgestellt, aufweisen. Erst als die Vipern in den Hügeln beinahe ausgerottet waren, durften es auch solche aus Karnien oder Dalmatien sein.<sup>31</sup>

Wie nun das Vipernfleisch verarbeitet wurde, daß es dem Theriak zugemischt werden konnte, kann nicht näher ausgeführt werden. Für Wissensdurstige sei beispielhaft auf zwei Literaturstellen verwiesen<sup>32</sup> und hier nur soviel angeführt, daß den Vipern der Kopf und das Schwanzstück vier Finger breit abgehauen wurden. Man hielt jene Vipern für besonders geeignet, die nach dem Dekapitieren noch ein wenig sprangen und viel Blut verspritzten.<sup>33</sup>

<sup>28</sup> Vgl. Marianne Stöbl, „Vom glorreichen Gegengift . . .“ Ein Abriß zum venetianischen Theriakmonopol zwischen Legalität und Scharlatanerie (= Gegengift). In: *Dona Ethnologica Monaciensis*. München 1983, S. 198. — Für den Hinweis auf diese Arbeit möchte ich Frau Dozent Dr. Elfriede Grabner herzlich danken.

<sup>29</sup> Ebd., S. 181—186 passim.

<sup>30</sup> Ebd., S. 188—191.

<sup>31</sup> Ebd., S. 186 f.

<sup>32</sup> Vgl. Conrad Gesner, *Schlangenbuch*. Zürich MDLXXXIX, pag. LVI f. — William Marshall, *Neuroeffnetes/wundersames/Arznei-kästlein/darin allerlei gründliche Nachrichten/wie es unsere Voreltern mit den Heilkräften der Thiere gehalten haben/zu finden sind (= Arzneikästlein)*. Leipzig 1894, S. 35 f.

<sup>33</sup> Stöbl, *Gegengift* (wie Anm. 28), S. 186.

Bei M. Stöbl, die sich eingehend mit dem venezianischen Theriak beschäftigt hatte, findet sich eine für unsere Fragestellung wichtige Passage, die hier wörtlich wiedergegeben sei: „Bei dieser Prozedur“ — es handelt sich dabei um das eben beschriebene Köpfen und das Schwanzabschneiden bei den Vipern — „wurde ein begehrtes Nebenprodukt des Theriak-Handels, die Vipernschnüre (Cordoni viperini), die vor allem in Deutschland und Österreich abgesetzt wurden, gewonnen. Es waren dies ca. 50 cm lange, in Schlangenblut getauchte, getrocknete Seidenfäden, die einzeln in einen Werbezettel mit dem Signet der Apotheke und deutscher Gebrauchsanweisung gewickelt waren. Magische Heilkräfte sollte der Blutzwirm durch Auflegen besonders bei Angina, Rotlauf und Rheuma entfalten.“<sup>34</sup>

Diese Beschreibung trifft haargenau auf die Vipernschnur zu, die sich in der Museumsapotheke befindet. Somit wäre der historische Hintergrund unseres Grazer Museumsobjektes ausgeleuchtet. Weitere Nachforschungen über die Vipernschnur anzustellen, wird in der Folge nur dort sinnvoll sein, wo diese Objekte erzeugt worden waren — nämlich in Venedig. Somit könnte man den historischen Teil dieser Arbeit abschließen, wenn sich nicht noch ein weiterer volksmedizinischer, recht interessanter Aspekt ergeben hätte.

Im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ findet man unter dem Stichwort „Schlange“<sup>35</sup> einige recht aufschlußreiche Hinweise, wie sich das Volk ihrer zu Heilzwecken bediente, die im folgenden zitiert werden sollen: „Gegen Bräune wird eine Schlange mit einem roten Faden erwürgt und dieser dem Kranken um den Hals gewickelt“ (ohne Ortsangabe).<sup>36</sup> — „Gegen Blutsucken wird ein in Vipernblut getauchter Faden um den Hals gelegt“ (Bayern, Franken, Mecklenburg).<sup>37</sup> — „Indirekt wirkt die Schlange als Heilmittel, wenn man einem an der Bräune Erkrankten einen roten Faden um den Hals hängt, mit dem eine Kreuzotter erwürgt worden ist“ (Tirol, Bayern, Mecklenburg).<sup>38</sup>

Schon auf den ersten Blick kann man hier Parallelen zu den Vipernschnüren und deren Anwendung erkennen. Auch hier mußten Schlangen — Vipern und Kreuzottern — getötet werden. Dieses Töten mußte mit einem roten „Faden“ geschehen. Dieser Faden mußte hierauf um den Hals gebunden werden und half, wie die Vipernschnur gegen Erkrankungen des Halses, insbesondere gegen „Bräune“ bzw. gegen alle solche Leiden, die den damaligen Erkenntnissen entsprechend für Halserkrankungen gehalten wurden.

Beim Lesen dieser Stellen erscheint es vorerst unglaublich, daß dieses Erwürgen mit einem „Faden“ geschehen soll. Dem „Duden“<sup>39</sup> kann man jedoch entnehmen, daß man unter „Faden“ ganz allgemein eine „gedrehte Faser zum Weben, Nähen, Binden etc.“ versteht. Auch die Vipernschnur war, wie schon eingangs beschrieben, ein solcher gedrehter Faden.

<sup>34</sup> Stöbl, *Gegengift* (wie Anm. 28), S. 186 f.

<sup>35</sup> Vgl. HDA, Bd. VII, Sp. 1114—1196.

<sup>36</sup> Wie Anm. 35, Sp. 1165 f.

<sup>37</sup> Wie Anm. 35, Sp. 1166.

<sup>38</sup> Wie Anm. 35, Sp. 1169.

<sup>39</sup> Vgl. *Der Große Duden*, Bd. 7, Herkunftswörterbuch. Mannheim 1963, S. 151.

Gleich der echten Vipernschnur, so mußte auch der Faden in Vipernblut getaucht werden, jedoch nur dort, wo er dem Patienten gegen Blutspucken helfen sollte. Hier wendet man wieder das Similia-similibus-Prinzip an. Da die Farbe „Rot“ in der Volksmedizin ein Synonym für Blut ist, begnügte man sich mit dem bloßen Umbinden eines roten Fadens, mit dem zuvor eine Schlange erwürgt worden war. Es ist hier augenscheinlich, daß die Vipernschnur nachgeahmt wurde, im festen Glauben, daß bereits ein ähnliches Aussehen des Objekts helfen müsse.

In Venedig wurde für den Theriak ausschließlich das Fleisch von Vipern — man nimmt an, daß es sich dabei um die südeuropäische *Aspisvipera* (*Vipera Aspis* L.) gehandelt habe — und für die Vipernschnur deren Blut verwendet. Hier war nun plötzlich von Kreuzottern (*Pelias berus* L.) die Rede. Das war jedoch nicht ungewöhnlich, da damals in deutschen und österreichischen Ländern überall für die Bereitung von Theriak völlig legal anstelle von Vipernfleisch solches von Kreuzottern genommen wurde.<sup>40</sup>

Kurz sei noch etwas über die Verbreitung dieses volksmedizinischen Gedankengutes innerhalb des deutschen Sprachraumes gesagt. Originalzitate gibt es dazu aus Norddeutschland (Mecklenburg),<sup>41</sup> aus Franken,<sup>42</sup> aus Bayern<sup>43</sup> und aus Tirol.<sup>44</sup> Alle weiteren Zitate waren entweder Wiederholungen der bereits angeführten oder sie stammten von Autoren, die keine näheren Ortsangaben machten.<sup>45</sup>

Noch einmal sei auf die Vipernschnur aus der Museumsapotheke in Graz zurückgekommen. Es sollte geklärt werden, ob die braunrote Farbe der Schnur überhaupt von Blut herrührt. Dr. Odo Feenstra vom Institut für Gerichtliche Medizin an der Karl-Franzens-Universität hat eine diesbezügliche Untersuchung durchgeführt. Die Untersuchung ergab, daß die Farbe der Schnur nicht durch Eintauchen derselben in Blut entstanden war. Man hatte sich eines Farbstoffes bedient, um Blut vorzutäuschen. Bei ihrem Auffinden besaß die Vipernschnur eine intakte Verpackung, d. h. das Siegel war noch

nicht erbrochen gewesen. Somit war ein später erfolgter Austausch der Schnur nicht anzunehmen.<sup>46</sup>

Diese Arbeit hat einmal mehr gezeigt, daß es immer wieder wissenschaftliche Probleme gibt, die aus der Sicht einer Disziplin nicht geklärt werden können. Im Rahmen dieser Arbeit konnte ein vorerst der Pharmazie zugeordnetes Objekt nur aus dem Blickwinkel der Volkskunde, genauer aus dem der Volksmedizin, geklärt werden. Eine Vipernschnur, die sich in der Museumsapotheke in Graz befindet, wurde eindeutig als Amulett eingestuft, und es zeigte sich, daß Vipernschnüre tatsächlich, wie im Prospekt angepriesen, in Venedig erzeugt wurden. Des weiteren konnte ein altes Verfahren der Volksmedizin, angewendet bei verschiedenen Beschwerden des Halses und bei Blutspucken, nach Ausleuchten des historischen Hintergrundes der Vipernschnur erläutert und letztlich unter Zuhilfenahme moderner naturwissenschaftlicher Methoden aufgedeckt werden, daß die Vipernschnur, die sich im Besitz der Museumsapotheke befindet, bereits eine Fälschung war.

<sup>46</sup> Dr. Odo Feenstra vom Institut für Gerichtliche Medizin an der Karl-Franzens-Universität in Graz gilt mein besonderer Dank.

<sup>40</sup> Vgl. Marshall, *Arzneikästlein* (wie Anm. 32), S. 35. — Josef Moeller—Hermann Thoms (Hrsg.), *Real-Enzyklopädie der gesamten Pharmazie*, 1.—14. Bd. Berlin—Wien 1904—1914, 2. gänzl. umgearb. Aufl.; hier 12. Bd., S. 553.

<sup>41</sup> Karl Bartsch, *Sagen, Märchen und Bräuche aus Mecklenburg*, 2. Bd. Wien 1880, S. 103, Nr. 382.

<sup>42</sup> Adolf Wuttke, *Der deutsche Volksglauben der Gegenwart*, dritte Bearb. v. Elard Hugo Meyer. Berlin 1900, S. 116.

<sup>43</sup> Vgl. Gottfried Lammert, *Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern und den angrenzenden Bezirken*. Würzburg 1869, S. 141. — Friedrich August Vogt, *Volkskrankheiten und Volksmedizin*. In: *Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern*, 4. Bd., 1. Abt.: Unterfranken und Aschaffenburg. München 1866, S. 223.

<sup>44</sup> Adolf F. Dörler, *Die Tierwelt in der sympathetischen Tiroler Volksmedizin*. In: *Zeitschrift des Vereines für Volkskunde* 8/1898, S. 172.

<sup>45</sup> Vgl. Johannes Jühling, *Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit*. Mittweida o. J. S. 160, 162. — Wuttke, *Volksglauben* (wie Anm. 42), S. 116. — Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh, vierter Teil (Für Städter und Landleute), 4. verm. u. verb. Aufl. Brabant o. J., S. 47.